

Die letzten Jahre Edmund Husserls (1936–1938)*

Sommer 1936. Das Ehepaar Husserl verbrachte nach der Rückkehr von Rapallo den ganzen Sommer bis spät in den Herbst hinein in Kappel bei Neustadt (Schwarzwald). Die Atmosphäre hier war von Frieden und großem Wohlwollen gegen Husserls erfüllt. In seiner Feinfühligkeit reagierte Husserl sehr stark auf alles, was sich damals an Feindseligkeit gegen die Juden anbahnte. Er arbeitete sehr intensiv in diesem Sommer an dem Anfang eines neuen Werkes, zu dem die kürzlich vollendeten Prolegomena in Belgrad erschienen waren. (Ein deutscher Verlag durfte Husserls Werke nicht annehmen.) Sein Befinden war wechselnd. Die ländliche Abgeschiedenheit des hoch gelegenen Dorfes, die weite Schwarzwaldlandschaft, die hier vor allem den Charakter der Hochebene trägt, mit großen Ausblicken und einem Horizont, der an Föhntagen die Alpenketten silbern aufleuchten läßt, das alles tat seiner sehr empfindsam gewordenen Seele wohl. Ich glaube, die mährische Landschaft seiner Jugend stieg vor ihm auf. Immer wieder betonte er die stammesmäßige Verbundenheit mit Adalbert Stifter und Rainer Maria Rilke. Die frische, starke Bergluft (Kappel liegt 900 bis 1000 m hoch) regte ihn zum Schaffen an. Manchmal schien eine wahre Angst über ihn zu kommen, er könne sein Werk nicht mehr vollenden. Dann arbeitete er fieberhaft, pausenlos im Zimmer bei geschlossenen Fenstern und war nicht zu bewegen, einen Spaziergang zu machen. Frau Husserl lud mich für ein paar Tage ein, um ihm eine kleine Abspannung zu ermöglichen; denn durch meine Anwesenheit wurde er doch in etwa abgelenkt und gezwungen, mit mir hinauszuwandern, und dabei brach er das tiefe Schweigen und fing wieder an zu reden. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten aber war er meist geistig abwesend und sehr viel stiller als sonst; einerseits schien er bedrückt von schweren Gedanken und Sorgen, andererseits aber wieder von inneren Bildern stark bewegt.

Ich erinnere mich an zwei lange, einsame Spaziergänge. Lange sprach er über sein geliebtes Deutschland und den unverdienten Haß, der sich über die deutschen Juden gleich einer häßlichen Schmutzflut ergoß. Husserl schmerzte das tief, denn er war deutsch bis ins Innerste. Alles war ihm unbegreiflich. Wir waren zusammen auf dem Friedhof von Kappel, und er erzählte, daß er sich hier ein Grab zur letzten Ruhestätte ausersehen habe. Hier hoffe er doch in Frieden der Auferstehung entgegenschlafen zu können. Auf einem Spaziergang sagte Husserl:

„In diesen Tagen ist mir eine Zeitschrift aus Amerika zugeschiedt worden, in der ein Jesuit – also einer von Ihren Leuten, Schwester Adelgundis – über mich als christlichen Philosophen geschrieben hat. Ich bin entsetzt über das übereifrige, vorschnelle Unternehmen, von dem ich keine Ahnung hatte. Wie kann man nur so etwas tun, ohne mich zu fragen! Ich bin kein christlicher Philosoph. Bitte, sorgen Sie dafür, daß ich nach meinem Tod nicht als ein solcher ausgegeben werde. Ich habe Ihnen schon öfter gesagt, daß meine Philosophie, die Phänomenologie, nichts anderes als ein Weg, eine Methode sein will, um Menschen, die eben gerade vom Christentum und von den christlichen Kirchen abgerückt sind, wieder den Rückweg zu Gott zu zeigen.“

23. März 1937. Husserl: „Was macht das Christentum als Wissenschaft zur Begründung? Es trägt die Evidenz in sich – sicher nicht immer und überall absolute Evidenz. Aber wir müssen uns auch zu den relativen Evidenzen bekennen. Sonst lösen wir das Leben auf, sonst zersetzen wir das christliche Leben, das doch die Evidenz für seine Glaubwürdigkeit in sich trägt. Gewiß können wir auch mit der Wissenschaft an das Christentum herantreten, und das hat die Scholastik, das Kirchenrecht und die kirchliche Verwaltung getan – aber wichtiger als dies alles ist doch das lebendige Leben, und da nimmt man die relative Evidenz gern mit in Kauf. Gibt es eine sicherere und echttere Evidenz im religiösen Leben als das Gebet? Natürlich nicht das Geplapper! Und doch fällt das Gebet nicht unter die letzte absolute Evidenz. Das gleiche gilt von der Wissenschaft. Das war ja gerade ihre Fehlerquelle in den letzten drei Jahrhunderten – aber auch die Scholastik ist nicht frei davon –, daß sie vor lauter Skeptizismus den Boden des Alleinwahrhaftseinden verloren hat.“

8. April 1937. Mittlerweile war es um Husserl doch sehr einsam geworden. Denn der Nationalsozialismus hatte dafür gesorgt, daß der Freundeskreis sich mehr und mehr lichtete und sich auch die offizielle Wissenschaft von ihm zurückzog. Als ich zu seinem 78. Geburtstag zum Gratulieren kam, war er allein. Wir kamen in ein gutes Gespräch:

„Als das Christentum, d. h. die Kirche, die griechische Philosophie übernahm (Aristoteles), gab sie sich selbst damit in einen unheilvollen, nie zu lösenden Konflikt. Denn damit traten sich gegenüber die ‚philosophia perennis et relevata‘ und autonome Philosophie. Als der liebe Gott die Welt erschuf, hat er die Philosophie mitgeschaffen (ein feines, humorvolles Lächeln begleitet Husserls Worte), und sie war sicher nicht böse, sondern gut. Wenn man in gläubig-religiöser Weise – und jeder Philosoph ist religiös – forscht und denkt, und nicht so ohne weiteres die geoffenbarte Wahrheit annimmt, sondern auch diese zum Gegenstand der Forschung macht, ja, wenn man sich in die ‚Hölle der völligen Skepsis‘ begibt, um die Wahrheit teleologisch zu begründen, da wollen

dann die Scholastiker nicht mitgehen, und erst die Neuscholastiker spüren, daß sie eigentlich über Thomas hinaus müssen (ja, Thomas freilich, war etwas ganz Großes, ein ungeheures Phänomen).

Aber die Neuscholastiker haben Angst davor, alle Offenbarung, die Dogmen, selbst Gott hintanzusetzen, und wenn es auch nur in ihrem Denken wäre (hypothetisch). Ich möchte nur in meiner phänomenologischen Reduktion alle Philosophien und Religionen durch eine allgemeingültige Methode der Erkenntnis sammeln. Der Ontologismus ist eine ganz gefährliche Irrlehre. Die Neuscholastik hat mir damals zugestimmt, als ich soweit war. Aber sie konnte später nicht begreifen, daß es nur eine Station auf meinem Weg war. Man abstrahiert das Sein schlechthin und schaltet das Bewußtsein aus, in dem doch erst das Sein lebendig wird und lebendig bleibt. Auch die Materie ist etwas Geistiges, sie steht eben nur auf der untersten Stufe der geistigen Ordnung.“

Im Sommer wurden Husserls aus „rassischen Gründen“ gezwungen, ihre geliebte Wohnung in der Lorettostraße 40, 2. Stock, zu verlassen, wo sie so viele glückliche Jahre verlebt hatten, und wo das große, herrliche Arbeitszimmer des Meisters uns immer wie eine Art Heiligtum erschien, das eben gerade an diesen Ort gebunden war. Zwanzig Jahre genau hatten sie dort gewohnt. Vorher wohnten sie in der Bayernstraße. Die Rückseiten der beiden Häuser liegen sich gegenüber. Hier hatte ich Husserl im Jahre 1916 kennengelernt. Und das kam so: Eines Tages erhielt ich eine handgeschriebene Postkarte von ihm, ich möge ihn in seiner Wohnung aufsuchen, um einige philosophische Bücher in Empfang zu nehmen, die eine seiner Schülerinnen mir testamentarisch aus ihrem Nachlaß bestimmt hatte. Husserl hatte mir, der Studentin im ersten Semester, aus der großen Bibliothek seiner verstorbenen Schülerin selber ausgewählt: Windelbands Einleitung in die Philosophie, Paulsens Grundriß und ein Kompendium (Reclam).

Der Wohnungstausch im Sommer 1937 war nicht schlecht, und ich hatte oft Gelegenheit, die weise Fügung Gottes zu bewundern, die dem Meister als letzte Station seines Erdenweges die wunderschöne, auf halber Höhe gelegene Wohnung Schöneckstraße 6 (Haus Faist) bescherte. Das Haus sieht beinahe wie ein Rundbau aus, jedenfalls fängt es nach allen Seiten die schönsten Aussichten und Fernsichten auf. Von der Straße aus geht man über ein winziges Brückchen zu ebener Erde in die Wohnung, die aus wenigen, sehr großen Räumen besteht. Eine breite, durchgehende Terrasse, die sich um alle drei Seiten des Hauses zieht, verbindet die Räume miteinander. Von hier aus genießt man eine unbeschreibliche Aussicht über die ganze Stadt bis zum Kaiserstuhl und den Vogesen, ja, man ahnt den Lauf des Rheins zwischen den Gebirgen.

Während Frau Husserl den Umzug bewerkstelligte, ging ihr Mann für etwa zwei Wochen nach Breitnau bei Hinterzarten (Schwarzwald). Er liebte den 1000 m hoch gelegenen Ort sehr wegen seiner Einsamkeit und seines Charakters.

Die Wirtin vom Gasthaus zum Kreuz, die dem Ehepaar Husserl seit vielen Jahren sehr zugetan war, scheute sich auch im Jahr 1937 nicht, ihn wieder aufzunehmen. Allerdings mußte es heimlich geschehen, und Husserl aß allein in einem Nebenzimmer. Ich besuchte ihn an einem wunderschönen Sommertag. In stiller Freude holte er mich am Autobus ab, und wir verbrachten den ganzen Tag bis zum Abend zusammen. Meist waren wir draußen. Der Blick über die blühenden Wiesen und reifenden Felder erfüllte ihn mit wehmütiger Freude. Die Zeit und alles, was in Deutschland vorging, bedrückte ihn sehr. Um so stärker klammerte er sich an die Treue und Liebe der wenigen alten Freunde, die ihm geblieben waren. Begreiflicherweise hatte er Scheu vor fremden Menschen. Um die Mittagszeit besuchten wir die Breitnauer Kirche, die inmitten des Friedhofs von einer niedrigen, weißen Mauer umschlossen steht. Wir gingen zwischen den Gräberreihen auf und ab und blieben öfter stehen. Versonnen schaute Husserl in die Ferne, seine Seele war von Trauer überschattet.

Ruhig, aber schmerzlich berührt erzählte er, daß er von Frankreich eingeladen sei, beim Descartes-Kongreß den Vorsitz zu führen, daß aber Kultusminister Rust ihm die Ausreise verweigert habe mit der Begründung, Husserl sei nicht fähig, die deutsche Philosophie im Ausland zu vertreten. Deswegen habe Rust Professor Kriek aus Heidelberg für diese Aufgabe vorgeschlagen. Kriek hatte übrigens gerade einen traurigen, ja jämmerlichen Artikel über Husserl für den neuen Brockhaus geschrieben, den wir alle als ungeheuer kränkend, wenn nicht gemein, empfanden. Wir versuchten zwar, Husserl dies zu verheimlichen, aber schließlich erfuhr er die Tatsache eines Tages doch von anderer Seite. Es kränkte ihn tief, wie Deutschland, für das er seine ganze Lebenskraft und Arbeit eingesetzt hatte, ihn jetzt behandelte. Auch die Tatsache, daß der Posten des Vorsitzenden beim Descartes-Kongreß unbesetzt blieb, weil Frankreich Professor Kriek selbstverständlich ablehnte, konnte seine trübe Stimmung nicht beseitigen. „Sehen Sie, Schwester Adelgundis, nicht einmal meine Asche wird würdig sein, in deutscher Erde zu ruhen.“ Und mit einem Blick auf die Gräber, der nicht ganz frei von Bitterkeit war (das erste und einzige Mal): „Nicht einmal hier darf ich Frieden finden. Sehen Sie, wie weit Deutschland schon gekommen ist! Vielleicht würden Fanatiker auch hier, auf diesem Dorffriedhof, mein Grab schänden, wenn sie es fänden.“

Nachmittags war Husserl sehr müde, und wir aßen im Garten des kleinen Bauernhauses, wo er wohnte. An diesem Tag gelang es mir nicht, ihn aufzuheitern. Wir sprachen über Stifter, seinen Landsmann, den er sehr liebte, und mit dessen vornehmer, stiller Würde er so viel gemeinsam hat. In seinem letzten Lebensjahr las er gern wieder Stifter und pflegte auch über das Gelesene zu sprechen. Übrigens ist „Witiko“ das letzte Buch, das Husserl las.

Nicht lange sollte sich Husserl der günstigen Arbeitsbedingungen in seiner neuen Wohnung erfreuen. Am 10. August 1937 feierte das Ehepaar Husserl

ganz still den Tag seiner fünfzigjährigen Eheschließung. Es war ihr ausgesprochener Wille, daß niemand auch aus dem Freundeskreis Kenntnis davon bekam. In der Frühe dieses Tages beim Ankleiden im Badezimmer glitt Husserl aus und verletzte sich anscheinend innerlich. Die Ärzte nehmen an, daß er sich durch diesen Sturz den Keim zu seiner Todeskrankheit geholt hat. Es entstand eine exsudative Rippenfellentzündung, die mit kurzen Unterbrechungen der Besserung bei schwankendem Befinden ihn immer mehr verzehrte. Es wurde ein ungewöhnlich langes, schmerzliches, peinvolles, acht Monate dauerndes Leiden.

Der alte Hausarzt, Dr. Otto, der ihn behandelte, erklärte, daß ihm in seiner vieljährigen Praxis nicht ein einziger ähnlicher Fall begegnet sei. Medizinisch gesprochen hätte der Patient nicht bis April 1938 leben, d. h. existieren können. Die Nahrungsaufnahme wurde immer geringer. Das Fieber schwankte und zehrte unablässig an den Kräften und der Substanz des Körpers. Zweimal entstanden schwere Exsudate, die punktiert werden mußten. Da ich auf Wunsch und Bitte von Husserl manchmal Pflegedienste ihm erwies, assistierte ich auch bei einer Punktion: das stumme Leiden des Patienten hatte etwas Erschütterndes. Auch sonst klagte Husserl ganz selten und war mit allem zufrieden, abgesehen davon, daß er fast nicht mehr zum Essen zu bewegen war, und alles Zureden ihn aufregte. Sein Leib schwand dahin, aber der Geist lebte unangefochten sein strenges Eigenleben. Manchmal hatte man den Eindruck, als ob nur noch der Geist da sei. Sein Leben war den Ärzten wirklich ein Rätsel. Es spottete jedenfalls jeder medizinischen Erfahrung. Unablässig war der Geist tätig und verströmte seinen Reichtum.

16. September 1937. Als ich zum Besuch kam, war Husserl außer Bett. Manchmal, wenn er sich wohlfühlte, pflegte er in den Abendstunden aufzustehen. Wir aßen in seinem Studierzimmer nebeneinander. Er ergriff meine Hand und hielt sie während des Gesprächs. Draußen ging ein selten schöner Frühherbsttag zu Ende. Es war ganz still. Langsam versank die Sonne hinter den Vogesen. Herrlich, feierlich erhob sich die Silhouette des Münsters im goldenen Abendschein über dem Jahrhunderte alten, grauen Dächergewirr der Stadt, die er so liebte. In seinen Augen stand das Abendlicht. Sie waren ganz versunken in das Bild der am Horizont sanft erglühenden Gebirgskette und der Stadt zu seinen Füßen. Da unterbrach er das tiefe Schweigen, das lange zwischen uns geherrscht hatte. Leise und eindringlich sagte er, ohne den Blick vom Münster abzuwenden:

„Ich habe nicht gewußt, daß das Sterben so schwer ist. Nun habe ich mich doch so bemüht, ein ganzes Leben lang, alle Eitelkeit abzutun, und gerade jetzt – wo ich meinen eigentlichen Weg gegangen bin – so ganz im Bewußtsein der Verantwortung der Aufgabe und nun zuletzt in den Vorträgen in Wien

und Prag und dann in der letzten Schrift ‚Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie‘ (Belgrad 1936) zum ersten Mal aus mir herausgegangen bin, ganz spontan, und einen kleinen Anfang gemacht habe, da nun muß ich abbrechen und meine Aufgabe unvollendet lassen. Gerade jetzt, wo ich fertig bin, weiß ich, daß ich von vorne anfangen, denn fertig sein heißt, von vorne anfangen.

Und ich habe mir das so schön gedacht, wenn ich einmal meine Aufgabe, meine Weltaufgabe erfüllt und durch die Phänomenologie den Menschen eine neue Seinsweise ihrer Verantwortung gezeigt habe, um sie von ihren Eitelkeiten und ihrem Ich zu lösen. O Gott, von Jugend auf habe ich doch gegen Eitelkeiten gekämpft, und jetzt hätte ich sie fast abgetan, auch die Berufseitelkeit, ohne die ein junger Mensch nicht arbeiten kann: die Verehrung und Bewunderung meiner Schüler. Ja, jetzt hätte ich mich fast, Minuten vor dem Sterben, auch ganz dem Neuen Testament zugewandt und nur das eine Buch gelesen. Was wäre das für ein schöner Lebensabend geworden! Nun endlich nach Erfüllung meiner Pflichtaufgabe würde ich das Gefühl haben: Jetzt darf ich das tun, wodurch ich mich selbst kennen lerne. Niemand kann sich ja selber kennenlernen, ohne die Bibel zu lesen.

Ihre Aufgabe, mein liebes Kind, sehe ich vor allem darin – o, daß sie Ihnen erhalten bliebe! –, junge Menschenseelen in Liebe für die Liebe zu gewinnen und sie zu bewahren vor den größten Gefahren der Kirche: vor steriler Eitelkeit und starrem Formalismus. Versprechen Sie mir, nicht etwas zu sagen, bloß weil andere es gesagt haben. Die großen, heiligen Gebete der Kirche sind ständig in Gefahr, entleert zu werden, weil man sie nicht mehr mit persönlichem Leben durchdringt. Die Kirche wird mein Werk ablehnen – vielleicht nicht die Jugend in der Kirche, Ihre Freunde –, denn sie sieht in mir den größten Feind der Scholastik, wenigstens der Neuscholastik.“ Und mit leisem, ironischem Lächeln fügte er hinzu: „Ja, Thomas, den verehere ich – aber der war auch kein Neuscholastiker.“

Während der Wintermonate schwand er sichtlich dahin. Im März war der Zustand so ernst geworden, daß ich öfter die Nächte an seinem Bett wachte. Er schlief viel und lag im Halbschlummer, ohne daß man je von einem totalen Schwinden des Bewußtseins hätte sprechen können. Oft schien er wie in Selbstgesprächen oder so, als rede er mit einem unsichtbaren Gesprächspartner. Sehr oft, wenn ich am frühen Abend kam, lag er im Halbschlummer, und ich saß schweigend und ganz still neben seinem Bett, bis er erwachte. Dann spiegelte sich jedes Mal eine ganz große Freude auf seinen Zügen, die täglich verklärter und vergeistigter wurden. Immer formten seine Lippen Worte des Dankes, der Freundschaft. Es verlangte ihn, dem auch nach außen hin jetzt Ausdruck zu geben, während er dies in gesunden Tagen nur ganz selten und nur bei besonders ausgezeichneten Anlässen getan hatte.

Ich erinnere mich, daß er in jenen Tagen, da er mir manchmal aus seiner Jugend erzählte, den Spruch am Frankeschen Waisenhaus zu Halle gesagt hat. Es geschah dies wohl in bezug auf die ersten schweren Jahre seiner wissenschaftlichen Laufbahn, da jener Spruch, an dem er so oft vorbeiging, ihm so viel bedeutet hatte: „Junge Männer brechen zusammen, aber die auf den Herrn vertrauen, schöpfen neue Kraft. Schwingen wachsen ihnen wie Adlern, sie laufen und werden nicht müde, sie gehen und werden nicht matt“ (Jes 40, 30 f.).

16./17. März 1938. Während der Nachtwache ergab sich folgendes Gespräch, das ich sofort noch nachts aufzeichnete. Es erschien mir, als gehorchte er Gesetzen, die schon in einer anderen Welt gültig sind. Ohne Einleitung und Bezugnahme begann er plötzlich: „Vor allem Anfang steht immer das Ich, das ist und denkt und Beziehungen sucht in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aber das ist eben das schwierige Problem. Was war vor dem Anfang?“

Diese letzten Gespräche waren nicht mehr die des Phänomenologen, der sich berufen fühlt, eine Weltaufgabe zu erfüllen, sondern des geliebten, scheidenden Lehrers und Freundes, der bald vor das Antlitz Gottes treten würde. Wie sehr wünschte ich, seine Seele von aller Unruhe befreit zu wissen und abgelenkt von jeder bloß äußeren Zufälligkeit. So entgegnete ich auf seine Worte: „Vor dem Anfang steht Gott – wie sagte Johannes: ‚Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort‘.“ Husserl: „Ja, das ist eben das Problem, das wir erst nach und nach lösen können.“

Nach einer Weile fährt er sinnend weiter: „Für das Studium der Philosophie sind die Vorsokratiker unendlich wichtig. Sorgen Sie doch dafür, daß man sie liest. Aristoteles sagt: Der Anfang ist das Seiende; die Scheidung der Episteme und der Doxa ist die schöpferische Erfindung des Seienden. – Philosophie ist der leidenschaftliche Wille nach der Erkenntnis des Seienden. Es ist sehr schwer, was ich in meinem Buch geschrieben habe. Alle Philosophie ist Philosophie des Anfangs, Philosophie des Lebens und des Todes. Immer wieder fangen wir von vorne an, immer mehr tun wir das. Das Bemühen meiner Philosophie ging immer vom Subjektiven weg zum Seienden.“ Eine Stunde später etwa sagte er wie in tiefem Sinnen: „Wenn wir nachdenken über all das, ist es immer das Ich, das wir setzen, nicht ein Ding, ein Baum oder ein Haus.“

Dann schlummerte er wieder ein. Während ich über seine Worte nachsann, fiel mir folgendes ein: In einem unserer letzten Gespräche hatten wir über seine philosophischen Vorlesungen gesprochen. Ich hatte ihm die Frage gestellt, die mich als Studentin so oft bewegte: „Warum haben Sie nie über Gott mit uns gesprochen? Wissen Sie, ich hatte ihn damals verloren, und ich suchte ihn in der Philosophie. Von Vorlesung zu Vorlesung wartete ich darauf, ihn durch Ihre Philosophie zu finden.“ Er hatte mir darauf folgende Antwort gegeben: „Armes Kind, wie habe ich Sie enttäuscht, und was habe ich an Verantwortung

auf mich geladen, daß ich euch nicht das geben konnte, was ihr suchtet. Nie habe ich etwas Fertiges in den Vorlesungen hingestellt, immer nur habe ich philosophiert über das, was mich bewegt hat. Jetzt wäre ich endlich so weit, um Vorlesungen halten zu können, die jungen Menschen wirklich etwas geben könnten, und jetzt ist es zu spät.“

Gründonnerstag, 14. April 1938. In den letzten zwei Wochen mußte eine dauernd anwesende Krankenschwester zugezogen werden. Kläre Immisch, eine Rote-Kreuz-Schwester, berichtete mir folgendes Gespräch, das im Anschluß an einen von Husserls Tochter Elly Rosenberg aus Amerika eingetroffenen Brief stattfand. Nachmittags um 14.30 Uhr sagte er: „Papa ist in sein hundertstes Arbeitssemester eingetreten (was in etwa tatsächlich Husserls akademischer Lehrtätigkeit entspricht), und es sind ihm neue Fortschritte vergönnt. Es beginnt eine neue Periode produktiver Arbeit, die noch für zwei Jahre wesentlich neue Erkenntnisse verspricht. Allerdings hört dann die produktive Arbeit allmählich auf. Daß sich die letzten Jahre in mir kein nutzloses Geschehen abgespielt hat, werden alle, die sie mit mir im Geiste der Kontinuität gelebt haben, wissen. Es wird und ist geworden: Leben und Tod, das letzte Streben meiner Philosophie. Ich habe als Philosoph gelebt und will als Philosoph zu sterben versuchen. Es steht bei Gott, was mir zu schaffen vergönnt war und noch sein mag.“

Dies alles wurde wie ein Monolog nach dem Erwachen gesprochen, und so, als ob er das im Schlaf Geschaute und Gedachte nun laut und für einen Hörerkreis hörbar fortsetzen wollte. Es war entschieden Logik in diesen Sätzen, wenn auch eine ganz andere, als Edmund Husserl sie sonst so meisterhaft und scharf zu handhaben wußte. Er schwieg dann eine Weile und seine Seele schien noch einmal von drüben in den Körper zurückgekehrt zu sein. Als er die Schwester neben seinem Bett bemerkte, fragte er sie in bezug auf seinen Tod, den er wohl herannahen fühlte: „Kann man auch gut einschlafen?“ Die Schwester: „Ja, ganz in Frieden.“ Husserl: „Wie ist das möglich?“ Die Schwester: „In Gott.“ Husserl: „Sie müssen nicht denken, daß ich Angst vor den Schmerzen habe, aber sie trennen mich von Gott.“

Wie mag er gelitten haben unter dem peinvollen Gedanken, seine Sendung nicht zu Ende führen zu können, in sich das kommende, neue philosophische Werk zu tragen, es zu sehen als Idee und doch jetzt nicht mehr die Kraft zu besitzen, es zu gestalten. Bis zu diesem Augenblick hatte sein Leben, sein Leiden und sein Sich-zum-Sterben-Bereiten das Siegel würdevoller antiker Lebenshaltung getragen. Ja, man durfte wohl von ihm sagen, daß er dem Tod wie Sokrates furchtlos und allein entgegenging, daß er nur schwer bedrückt war von dem, was seinem Vaterland geschah. Nun aber bog seine Lebensbahn unmerklich sanft, zuerst noch zögernd, dann aber immer sicherer und klarer werdend

in das Reich christlichen Denkens und Glaubens ein. Die Schwester, die außerordentlich feinführend sich in diese große Seele hineintastete, betete ihm auswendig den 22. Psalm vor: „Der Herr ist mein Hirte“, in der Übersetzung von Luther. Als Schwester Kläre an die Worte kam: „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn Du bist bei mir“, sagte Husserl: „Ja, so meine ich’s, das war’s, was ich meine. Er soll bei mir sein, aber ich fühle ihn nicht.“ Danach sagte ihm die Schwester das Lied: „So nimm denn meine Hände und führe mich . . . Du führst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht.“ Husserl: „Ja, so ist es, was könnte ich wohl noch wollen und fühlen? Sie müssen nun für mich beten.“

Gründonnerstag abends um 21 Uhr sagte er zu seiner Frau: „Gott hat mich in Gnaden aufgenommen. Er hat mir nun erlaubt zu sterben.“ Bezeichnenderweise hatte er dieses aus einer echten, ehelichen Liebe kommende Wort an seine treue Lebensgefährtin während fünfzig Jahren gerichtet. Sie hatte mir einmal in einem langen, guten Gespräch, als sie an meinem Arm über die lange Terrasse vor dem Krankenzimmer ging, anvertraut: „Ich habe ja nur Pflasterstein sein wollen in unserer Ehe, auf den er tritt.“ So hatte diese kluge, temperamentvolle Frau ihre Lebensaufgabe an der Seite dieses großen Mannes zusammengefaßt.

Vom Gründonnerstagabend an sprach Husserl mit keinem einzigen Wort mehr von seiner philosophischen Arbeit, die ihn doch all die letzten Monate in Gedanken beschäftigt hatte. Wie sehr er sein ganzes Leben in der Sendung eines Höheren gestanden war, offenbarte sich erst im Sterben. Nun fühlte er sich endgültig entlassen und von seiner Aufgabe entbunden.

Fortan war sein Blick in der kurzen Zeit, die ihm noch zu seiner letzten Vollendung gegeben war, ausschließlich auf Gott und den Himmel gerichtet. Nun trat zutage, wie sehr er alle Zeit in der Gnade gestanden, wie innig verbunden seine Seele doch zutiefst mit Christus gelebt hatte, wenn er auch das Religiöse in seinem Leben verdeckt und überdeckt hatte.

Karfreitag, 15. April 1938. Das letzte Gespräch, der Abschied. Morgens beim Erwachen sagte ihm seine Frau: „Heute ist Karfreitag.“ Husserl: „Welch großer Tag, Karfreitag! Ja, Christus hat uns alles vergeben.“ Den Tag über schlummerte er meist leicht in jenem seltsamen Halbschlummer, der Sterbenden zu eigen ist, da die Seele zwischen zwei Welten hin- und herwandert.

Ich komme gegen Abend. Als ich mit Frau Husserl an seinem Bett stehe, hebt er den Arm. Ein Lächeln des Erkennens gleitet über seine Züge. Jede Bewegung macht ihm sichtlich Schmerzen. Aber trotzdem ergreift er meine Hand, küßt sie mit der ihm immer eigentümlich gewesenen Ritterlichkeit und behält sie in der seinen.

Als wir allein sind, bittet er in furchtbarer Atemnot aufgerichtet zu werden,

und bleibt dann, von meinen Armen gestützt, sitzen. Es herrscht tiefes Schweigen, bis er leise und wie klagend spricht: „Wir haben Gott innig gebeten, daß er uns gestatten möge zu sterben. Nun hat er die Erlaubnis hierzu gegeben. Aber es ist eine große Enttäuschung, daß wir noch leben.“ Ich versuche, ihn mit der starken Hoffnung des Christen zu erfüllen und sage: „Wie Christus am Kreuz, so müssen Sie auch noch heute leiden bis zum Ende.“ Er mit tiefer Überzeugung und mit großem Ernst – es klang wie Amen –: „Ja.“ Da er voller innerer Unruhe und Angst ist, ohne sprechen zu können, sage ich ihm: „Gott ist gut, Gott ist doch so gut.“ Husserl: „Gott ist gut, ja, Gott ist gut, aber sehr unverständlich. Es ist eine große Prüfung jetzt für uns.“

Danach scheint er etwas zu suchen. Noch ehe er weiterspricht, bewegen sich seine Hände, während der Ausdruck seines Gesichts in tiefer Sammlung war, so, als bete er wortlos unablässig. Schließlich sagt er, die Bewegung seiner einander suchenden Hände deutend: „Es sind zwei Bewegungen, die sich ständig suchen und begegnen und wieder suchen.“ Ich versuche, seine Worte in die Welt des Übernatürlichen zu heben und ihnen einen christlichen Sinn zu geben: „Ja, Himmel und Erde begegnen sich in Jesus. Gott hat sich in Christus dem Menschen genähert.“ Husserl (lebhaft): „Ja, das ist es. Er ist die Analogie zwischen ...“ Da er nach Worten sucht, und es ihn sichtlich quält, daß er sie nicht finden kann, versuche ich wiederum, seinen begonnenen Gedankengang zu Ende zu denken: „Ja, Jesus ist die Analogie geworden zwischen Gott und uns Menschen. Das ist Karfreitag, Erlösung und Ostern zugleich.“ Husserl (wie erleichtert und befreit mit tiefer Überzeugung und einem ganz unirdischen, mich tief ergreifenden Blick inneren Verstehens): „Ja, so ist es.“

Nach einiger Zeit – er liegt längst wieder in den Kissen – bewegt er abermals die Hände und zeichnet Linien in die Luft, macht dabei abwehrende Bewegungen, als ob er etwas sähe, was ihn beängstigt. Auf meine Frage, was es denn sei, das er sähe, antwortet er wie in traumhaft tiefem Sinnen mit einer mir völlig unbekannten Stimme, die aus dem Drüben zu kommen scheint: „Licht und Dunkel, ja, viel Dunkel und wieder Licht ...“

Dies war Husserls letztes Gespräch, wie mir seine Frau später sagte. Von da an lag er nur noch schweigend und schlummerte viel. An einem der allerletzten Tage, nachmittags, als er geschlafen hatte, sagte er beim Erwachen mit einem strahlenden Blick und mit tiefem Leuchten der Augen: „O, ich habe etwas so Wunderbares gesehen, schreiben Sie schnell!“ Bis die Schwester den Block holte, war er vor Schwäche zur Seite gesunken. Das Geheimnis dieser Schau nahm er mit sich in die Ewigkeit, wo sich ihm, dem unermüdlichen Wahrheitssucher, die ewige Wahrheit bald nahen sollte. Er starb am 26. April 1938.

* Vgl. den ersten Teil dieser Aufzeichnungen: Gespräche mit Edmund Husserl 1931–1936, in dieser Zschr. 199 (1981) H. 1, 48–58.